

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt**

22 (18.3.1849)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 18. März 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

Nr. 22.

## Der Mulatte.

(Fortsetzung.)

(In der vorigen Nummer des Unterhaltungsblattes heißt es am Ende dieser Erzählung „Schluß folgt“ statt „Fortsetzung folgt,“ was hiemit berichtigt wird.)

Der Priester betrachtete die Züge des jungen Mulatten mit prüfendem Blick. „Nein, das ist nicht das Antlitz eines Heuchlers und Bösewichts!“ sagte er dann; „diese Augen drücken tiefen Schmerz, doch keine Schuld aus, und freudigen Muthes gebe ich mich meiner schönen Hoffnung hin!“

„Ihre Worte thun meinem Herzen unendlich wohl, ehrwürdiger Herr!“ erwiderte Henry, die Hand des Pfarrers ehrerbietig küßend. „Und kommen Sie, wie ich nicht zweifle, als Vermittler eines billigen Friedens, der das Blutvergießen einstellt und die Menschenrechte meiner unglücklichen, mißhandelten Brüder anerkennt, so soll Ihnen Ihre Hoffnung nicht gelogen haben.“

„Mein Sohn,“ nahm Lacroix wieder das Wort, „die Herzen der Menschen sind leider nicht alle, wie sie vor Gott dem Herrn seyn sollten. Ein Vorurtheil, seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und gepflegt, läßt sich nicht so leicht und so schnell aus dem sündigen Gemüth ausreißen, zumal wenn irdischer Vortheil dabei seine Stimme erhebt. Die Bedingungen des Friedens, welche ich auszusprechen die Vollmacht habe, lauten auf sofortige Niederlegung der Waffen von Seiten der Neger und unbedingte Rückkehr derselben zum Gehorsam gegen ihre früheren Herren; mit einem Worte: Ergebung auf Gnade oder Ungnade!...“

„Nicht weiter, ehrwürdiger Herr!“ rief Henry im Tone getäuschter Erwartung aus, indem seine Augen in edlem Zorne blitzten. „Die Nichtswürdigen — sie wollen den Krieg und sie sollen ihn haben!... Das Schwöre ich bei dem allmächtigen Gotte über uns: nicht eher steckt dieser Arm das Schwert in die Scheide, bis unsere gerechte Sache gestiftet hat, oder wir im Kampfe für unsere Freiheit untergegangen sind!... Diese Antwort mögen Sie Jenen bringen, die nicht würdig des Namens Mensch sind, den sie führen, — die den höchsten Gott schänden, indem sie unendlichen Frevel an seinen Geschöpfen verüben, welche er gleich ihnen zur Freude in die Welt gesandt hat... Noch einmal, Krieg ihnen bis zum letzten Athemzug, und alles Blut komme auf ihr Haupt!“

„Werden Sie dies schwere Wort einst vor Gott verantworten können, junger Mann?“ fragte der Abbe ernst. „Schauen Sie um sich; schon ist diese blühende Insel zur Wüste geworden und Ströme Blutes sind geflossen — ist noch nicht Unheil genug geschehen?“

„Wer trägt die Schuld daran?“ entgegnete Henry düster. „Sollen wir das himmelanschreiende Unrecht unserer Unterdrückung in träger Feigheit dulden — sollen wir unser Menschenrecht, das der Schöpfer uns wie ihnen verliehen, von ihrer Gnade abhängig machen und sie auf unseren Knien anflehen, menschlich fühlen zu dürfen?... Und doch — selbst dieses Mittel würden wir nicht unversucht gelassen haben, bei der geringsten Aussicht auf Erfolg. O ich kenne diese Menschen jetzt und weiß, was von ihrer Güte und Gerechtigkeit zu erwarten ist und wie weit ihre blinde

Halsstarrigkeit geht. Gingen sie in sich, bei dem gewaltigen Donner der weltstürmenden Ereignisse im Mutterlande jenseit des Meeres — klopfen sie an ihre Brust, als das blutige Flammenmeer des Negeraufbruchs zu St. Domingo seinen Widerschein auf die Inseln ringsum warf und die Morgenröthe auch unserer Freiheit verkündet?! Sie zogen die Kette der Sklaverei nur noch straffer, und wollen die jetzt zerbrochene von Neuem schmieden! Doch da sei Gott vor — besser ist es, im Kampfe für die Freiheit zu unterliegen, als schmachvoll unter das schon abgeworfene Joch zurückzukehren, und kein wahrer Menschenfreund kann das Letztere wünschen.“

Henry hatte die letzten Worte nicht ohne Bitterkeit gesprochen, denn sein Herz war empört über die allen Menschenrechten Hohn sprechende Behandlung der von ihm mit dem Friedensantrage zur Stadt gesandten Neger und über den übermüthigen Stolz, womit man ihn und sein Volk noch jetzt, fast im Angesichte des Sieges, höhnte.

Lacroix hatte ihm ruhig zugehört und im Innersten seines Herzens vollkommen Recht gegeben. „Ihr Vorwurf trifft mich nicht, junger Mann,“ sagte er jetzt; „mein Beruf ist es, den Frieden, nicht den Krieg zu predigen... Möge Gott der gerechten Sache, auf wessen Seite sie auch immer sei, den Sieg verleihen und die Zeiten nicht mehr ferne seyn lassen, wo ein Band der Menschenliebe alle Wölker der Erde umschlingt und Jeder in dem Andern nur den Bruder sieht!“

„Wird dieser Zustand je auf Erden eintreten?“ sagte Henry. „In früheren Zeiten hielt ich wohl das Geschlecht der Menschen fähig, ein Volk von Brüdern, regiert durch die Liebe, zu seyn; doch seit den letzten Tagen ist auch der letzte Hoffnungsfunkel in meiner Brust erloschen... Ja wohl —“ fuhr er trübstimmig fort — „Einer wird immer Herr, der Andere Sklave seyn, denn Freiheit geht Hand in Hand mit Tyrannei!...“

„So ist denn meine Sendung an das Haupt des Negervolkes vergeblich gewesen!“ begann Lacroix nach einer Pause wieder. „Jetzt aber wende ich mich an den Menschen — gebe Gott, nicht eben so umsonst!...“

„Sprechen Sie, ehrwürdiger Herr!“ sagte Henry. „Noch hat mich das Blutvergießen nicht entmenscht, und gern gehorche ich der Stimme des Herzens, ist sie nicht mit der Pflicht im Widerstreit.“

Der Priester trat näher und legte eine Hand auf die Schulter des jungen Mulatten, in dessen Augen er blickte, als wolle er seine geheimsten Gedanken erforschen. „Gar viele Opfer sind bereits gefallen,“ sprach er, „und manche Thräne ihnen nachgestossen. Auch in jenen Mauern dort weilt ein Vater und trauert um den verlorenen Sohn, die Freude seines Alters; jetzt harret er zwischen Furcht und Hoffnung meiner Rückkehr, um von meinen Lippen zu vernehmen: Siehe, Dein Sohn lebt, des Freundes Hand, wachte über das Haupt des Freundes! — Darf ich Verkündiger so froher Botschaft sein? Wie, keine Antwort?! Und dennoch blickt dies Auge so klar und frei, als sei es nimmer schuldbehaftet...“

Einen Augenblick noch zögerte Henry. Dann öffnete er sein Portefeuille, nahm das ihm von Felix übergebene

Schreiben an dessen Vater und durchlas es mit flüchtigem Blick. „Nein — nimmermehr!...“ rief er jetzt aus; zerrissen flatterten die Stücke des Papiers in die Lüfte.

„Und immer noch nicht Antwort...“ sprach Lacroix bitter. „Ist es denn so schwer, nach blutiger That zu sagen: ich mordete den Jugendfreund!...“

„Ehrwürdiger Herr!...“ fuhr Henry auf.

„Warum nicht weiter?“ sagte der Abbe wieder. „Der Born pflegt sonst nicht das auf der Lippe schwebende Wort zurückzudrängen.“

Henry ergriff die Hand des Priesters. „Mein Vater, dringen Sie nicht weiter in mich!“ bat er. „Es steht in Gottes Hand, ob Charmentier seinen Sohn jemals wieder sieht... Mehr darf, mehr werde ich nicht sagen.“

„Gefangen also, aber noch am Leben...“ murmelte Lacroix; „so ist doch etwas Hoffnung für den armen Vater, wenn gleich die Erscheinung des Sohnes in der Stadt nur Täuschung seiner Sinne war...“

„Was sagen Sie da?“ fragte Henry, dessen Aufmerksamkeit durch die letzten Worte erregt worden.

„Lassen wir das, junger Mann“ erwiderte der Priester, „ich darf nicht länger hier meine Zeit verbringen, denn bald ruft mich die Vesperglocke zum Altare. Doch eine Frage noch, und Ja oder Nein sei Ihre Antwort: — Ihr Bruder Arthur und seine Gattin Eugenie, sind sie gerettet und in Sicherheit?“

„Für diese Welt sind beide Gatten todt!“ sprach Henry fest.

„Auf diese Antwort war ich nicht gefaßt!“ sprach Lacroix erschüttert. „Und diese Hand, bluttriefend noch vom Brudermord, soll Freiheit Deinen Brüdern bringen?! Der Menschheit Fluch ruht fortan auf Deinem Leben — des Himmels Segen kann nimmermehr Deinem Werke werden!“

Er wandte sich nach diesen Worten zum Gehen. Henry kämpfte mit sichtsicher Anstrengung mit sich selbst. Er rief den Weggehenden zurück.

„Ist nicht Ihr herrlicher Beruf zu segnen und nicht zu fluchen?“ sagte er zu ihm in traurigem Tone. „O, Herr Pfarrer, dieser Fluch, den Sie über mich und mein Werk ausgesprochen, er wird einst den Stachel bitterer Reue in Ihrem Herzen erwecken!...“

„O Gott, ist es denn möglich, daß Heuchelei und Verstellung so weit getrieben werden können!“ rief Lacroix aus. „Und doch, wozu würde solches in diesem Augenblicke nützen!...“

Er ergriff Henry's Hand mit Wärme. „Sie haben Viel auf dem Herzen, mein Sohn,“ sagte er mit sanfter Stimme. „Was es auch seyn möge — schütten Sie Ihr Herz aus vor mir; betrachten Sie mich als Ihren Vater, vernichten Sie durch ein Wort den grausen Verdacht, den Ihr räthselhaftes Betragen erweckt... Ich möchte Sie so gern segnen, und doch vermag ich es so nicht!...“

„Ich schwöre Ihnen, mein Vater, daß meine Hand rein und schuldlos ist an allem Geschehenen!“ sagte Henry feierlich. „Mehr aber fordern Sie nicht von mir, ich kann nicht mehr thun!“

„Und können Sie sich mir auch nicht unter dem Siegel der heiligen Beichte anvertrauen?“ fragte Lacroix wieder.

Henry schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„So möge Sie Gott in seinen allmächtigen Schutz nehmen!“ endete Lacroix die Unterredung. „Was auch geschehen seyn mag, ich nehme die Ueberzeugung mit mir, daß Sie die Schuld nicht tragen, welche der Schein Ihnen aufbürdet, und ertheile Ihnen hiermit meinen priesterlichen Segen!“

Und von der sanften Frömmigkeit und dem Vertrauen des würdigen Priesters gerührt, küßte Henry die Hand des Greises. So schieden die Beiden.

„Es ist besser, daß dies Geheimniß fortan in meiner Brust allein ruhe,“ sagte Henry für sich, als sich Lacroix auf dem Rückwege zur Stadt befand. „Felix und Kamilla, die einzigen Mitwisser, eilen in diesem Augenblicke auf schnellen Schiffen den Ländern jenseits des Oceans zu, und keine vorlaute Zunge wird Arthur und Eugenie sagen, woran ich, der starke Mann, nur mit Entsetzen zu denken vermag!...“

Armer Menschengesitt! Klügelnd berechnet er die kommenden Ereignisse auf Jahre voraus und wähnt nichts übersehen zu haben, was seinen Absichten hinderlich seyn könnte, und dabei vergißt er gar zu leicht und beachtet nicht die in seinem nächsten Gesichtskreise liegenden Dinge, welche das ganze stolze Gebäude seines Verstandes schon im nächsten Augenblicke untergraben können. — So ging es auch Henry. Indem er wähnte, daß durch seine Veranstellungen das unglückliche Gattenpaar nie ihre vermeintliche Blutsverwandtschaft erfahren würde, dachte er nicht an Beatrix und Chamberbert, welche beide er doch für Mitwisser seines Geheimnisses hielt und halten mußte, und die der geringste Zufall auf die Spur seiner Schüzlinge führen konnte.

An diesem Tage geschah von den Negern kein Angriff auf die Stadt Point-a-Pitre.

## 4.

Wieder waren mehrere Tage vergangen, und jeder Tag hatte einen blutigen Kampf gebracht; leider aber häuften sich die Leichen beider Theile nutzlos an, denn die Stadt wurde mit größerer Hartnäckigkeit als im Anfange vertheidigt, und je öfter die wilden Stürme der Neger abgeschlagen wurden, um so mehr wurden die Pflanzler in ihrem Entschlusse bestärkt, das unselige System der Sklaverei in seinem ganzen Umfange zu erhalten. Gern hätte Henry den Mezeleien Einhalt gethan und nur durch Einschließung der Stadt und die dadurch bewirkte Noth die Weißen zum Nachgeben gezwungen, da er wohl wußte, daß der Hafen durch zwei englische Kriegsschiffe förmlich blockirt ward; — allein das heiße Blut und die Wuth der Neger zwangen ihn immer wieder zu neuem Kampfe, wollte er anders nicht diese sich in das Innere der Insel zerstreuen und die wenigen noch verschonten Pflanzungen zerstören lassen, auf welche er Neger von Arthurs Plantage gesandt hatte, um so die nöthigen Lebensmittel für sein Volk zu gewinnen.

Es war ihm auch gelungen, die Neger zum Baue leichter Hütten für sich und ihre Familien zu bewegen. Den Platz dazu hatte er auf einer steil sich erhebenden Anhöhe gewählt und das Ganze mit einem ziemlich starken Erdwall umgeben, welcher zwar von einigen kleinen Kanonen, welche die Stadt besaß, häufig eingeschossen wurde, aber sich jedes Mal wieder schnell aufs Neue erhob. So nahmen sie eine achtungsgebietende Stellung in ihrem verschanzten Lager ein, wo sie wenigstens gegen einen raschen Angriff im freien Felde gesichert waren. Die Wachsamkeit der von Henry aufgestellten Posten vereitelte manchen von der Stadt aus unternommenen Ueberfall.

Es war eine finstere Nacht, denn der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, und eine drückende Schwüle kündete das nahe Gewitter an, als Henry die Seinen, von einem wie gewöhnlich erfolglosen Angriffe auf die Stadt zurückkehrend, bei der Eingangspforte des Lagers an sich vorbeiziehen ließ. Er blickte gedankenvoll auf die dunklen Massen, auf welche eine brennende Fackel hin und wieder einen grellen Feuerschein warf und das Phantastische des ganzen Aufzuges noch mehr hervorhob. Neben den muskulösen, fast ganz nackten Gestalten, nur mit den rohen Waffen ihres Volkes versehen, erblickte man wieder Andere, welche die Kleidung eines erschlagenen Pflanzers oder die Uniform eines Soldaten der Miliz trugen, in welchem Anzuge sie sich unbehülflich genug bewegten. Die meisten

waren jedoch mit Schießgewehren aus den Plantagen bewaffnet, deren Gebrauch ihnen Henry nothdürftig beigebracht hatte.

Schon war der ganze Zug vorübergezogen, im Lager ward es allmählig still, und nur hier und da spähte das weiße Auge eines wachhaltenden Regers durch die Nacht, als der junge Mulatte noch immer sinnend auf seinem Plaze stand. „Es ist unmöglich!“ sagte er für sich; „und doch — ich kenne Niemand in den Reihen der Weißen, der sich bewegen fühlen könnte, mein schon verloren gegebenes Leben zu beschützen.“

Er strich mehrmals mit der Hand über die Stirn, als wolle er seine Gedanken sammeln, und fuhr dann in seinem Selbstgespräche fort:

„Noch steht der seltsame Vorgang klar vor meinem Geiste. Siegend waren wir bis zum Erdwalle der Stadt vorgebrungen, als wir von den Weißen mit verstärkter Macht angegriffen wurden und die Reges zurückweichen mußten. In der Hitze des Kampfes bemerkte ich dies nicht. Schon war ich von den Meinen abgeschnitten und umringt, und immer schwächer ward mein Widerstand gegen die auf mich eindringenden Feinde, als meine Waffe brach. Wehrlos stand ich da, und im nächsten Augenblicke zückten mehrere Degenspitzen auf meine Brust, als plötzlich sich Jemand zwischen mich und die Weißen drängte und mit seiner Waffe die gegen mich gerichteten Todesstöße abwehrte. Alles war das Werk eines Augenblicks. Im nächsten Momente aber schon drangen die Reges, mein Zurückbleiben bemerkend, aufs Neue vor; der mich umgebende Haufe wird auseinander getrieben und jubelnd begrüßen mich die Meinen. Ich sehe mich nach meinem Beschützer um, er ist der letzte unter den zurückweichenden Feinden und verschwindet im nächsten Augenblicke in dem Gewühle derselben. „Das war Felix!“ sagte ich zu mir, denn den Umriß seiner Gestalt hatte ich deutlich erkannt. „Unmöglich!“ war mein zweiter Gedanke; „wie könnte er an diesem Orte seyn.“

„Das Gewühl des Kampfes riß mich mit fort, und nahm Geist und Körper zu sehr in Anspruch, als daß ich dies Räthsel hätte lösen können. Wir drangen wieder auf die Feinde ein, und der Sieg neigte sich abermals auf unsere Seite. Mit einer anderen Waffe versehen, komme ich am Fuße des Erdwalles mit mehreren Pflanzern ins Handgemenge und bemerke wenige Schritte von mir, beim Leuchten der Pulverblize, den alten Charmentier, der sich nur schwach gegen einige Reges verteidigen kann. Aber die Waffe, die sein alter Arm vor Ermattung kaum noch führen kann, schwingt ein Anderer, der neben ihm steht, um so rüstiger zu dem Schutze des Bedrängten, und dieser Andere ist Niemand weiter als mein Retter von vorhin. Ungeflüm dränge ich mich zu ihm, er gewahrt mich, und durch eine schnelle Bewegung zieht er Charmentier mit sich hinter die Reihe der Kämpfenden. Aber schon habe ich in sein Antlitz geblickt: diese Züge gehörten Felix an.“

„Wahrheit oder Täuschung...“ begann er nach einer Pause wieder; „wer vermag hier zu entscheiden!... Ich sah beide Schiffe zur bestimmten Stunde am Strande entlang segeln, um ihr Versprechen zu erfüllen; ich war selbst vor drei Tagen in den beiden Höhlen und fand sie verlassen und leer... Wer gibt mir Auskunft in diesem Labyrinth des Zweifels und der Vermuthungen!...“

„Sprach nicht der Priester, als er mich über das Schicksal des Freundes befragte, von einer Erscheinung desselben in der Stadt, die Charmentier wahrgenommen haben sollte?... Wie hängt das Alles zusammen?... Unbegreifliches Geschehen des Menschen, hat dein Wille anders über mich und die Freunde bestimmt, als was zu thun ich von einer höheren Macht getrieben zu seyn glaubte?... Hat Felix die Unglücklichen verlassen?“

Doch nicht lange gab er diesem Verdachte gegen den

Jugendfreund Raum. Er fühlte und dachte selbst zu edel, als daß der Geist des Mißtrauens mehr als eine augenblickliche Herrschaft über ihn erzingen konnte.

Die Berührung einer fremden Hand weckte ihn aus seinen gedankenvollen Betrachtungen. „Du bist es, Kongo!“ sagte er, als er den Freineger erblickte. „Hast Du mich absichtlich ausgesucht zu so später Stunde, wo alle Geschöpfe sich ihrer Ruhe freuen?“

„Was kümmert Kongo denn der Zeiten Wechsel!“ sagte dieser mit finstrem Stolge. „Der Löwe schläft, wenn er sich satt gejagt; doch hat er Lust, das flüchtige Wild zu erjellen, so fragt er nicht, ob Wolf und Schafal ruhen.“

„So hast Du mir Wichtiges zu sagen?“ erwiderte Henry. „Wohlan, beginne; ich bin bereit, Dich anzuhören.“

Der Freineger warf einen stechenden Blick auf den Mulatten. Er kreuzte die Arme über die Brust und verharrte einige Augenblicke schweigend in dieser Stellung.

„Am morgenden Tage ist's wiederum ein Jahr, seit Babuka unter Schmerzen gräßlich endete...“ begann er eadlich. „Ich habe beim Fetisch geschworen, der Mutter morgen ein Leichenopfer darzubringen, über welches die Weißen blutige Thränen vergießen werden. Wenn dann der Abend und die Nacht hereinbricht, wo Babuka schon aus den himmlischen Gefilden auf den Sohn herab sah, soll ein heiteres Fest uns erfreuen und der Mutter Auge frohlockend auf uns blicken. Die Reges sollen jubeln, denn Kongo's und Kamilla's Hochzeitsfest wird dann gefeiert.“

Henry schauderte unwillkürlich, als er trotz der nächtlichen Dunkelheit den wildfunkelnden Blick des Freinegers auf sich hasten sah. Zum ersten Male in seinem Leben regte sich, einem Andern gegenüber, ein unheimliches Gefühl in ihm. Doch konnte er nicht leugnen, daß er Kongo hinsichtlich Kamilla's Rechenhaft schuldig war; er beschloß daher, zu sagen, was der Freineger über seine Verlobte wissen zu wollen das Recht hatte. Kannte er auch Kongo's raschen, ungebändigten Grimm, so war er sich doch seiner guten Sache und seiner geistigen Ueberlegenheit zu sehr bewußt, als daß eine eigentliche Besorgniß in ihm aufstauen konnte.

„Es ist mir lieb, Kongo, daß Du selbst einen Punkt berührst, über den wir doch sprechen mußten, wenn gleich dies für uns Beide unangenehm seyn muß,“ sagte Henry nach kurzem Nachdenken. „Du sprichst von Deiner Hochzeitsfeier mit Kamilla, Deiner Verlobten... Wiße denn, daß eine solche nicht mehr möglich ist, daß Kamilla nie die Deinige werden kann...“

Er hielt inne, einen Wuthausbruch des Freinegers erwartend. Dieser aber blieb unbeweglich in seiner Haltung. Ein seltsames Zucken seiner Lippen konnte bei der Dunkelheit nicht bemerkt werden.

Henry war überrascht durch dieses Benehmen. Doch wenn er sich auch Kongo's Gleichgültigkeit nicht enträthseln konnte, so war er doch entschlossen, die Sache zu Ende zu führen, damit es klar werde zwischen ihm und dem Freineger.

„Ich versprach Dir vor wenigen Monaten auf St. Domingo die Hand meiner Schwester,“ fuhr er wieder fort; „ich durfte dies damals thun, denn ich wußte Kamilla's Herz noch frei und glaubte dem schwachen Mädchen in Dir die festeste Stütze in sturmbewegten Zeiten zu geben... Jetzt aber sind Umstände eingetreten, wo Dein eigenes wie Kamilla's Wohl mich zur Zurücknahme jenes Versprechens nöthigen, und ich hoffe, Du wirst einem Besitze freiwillig entsagen, der Dir nie Glück und Freude bringen kann...“

Auch nach diesen Worten verharrte Kongo in seiner ungewöhnlichen Ruhe. Ein herrisches „Sprich weiter!“ war das Einzige, was über seine Lippen kam.

„Kamilla liebt einen Andern als Dich!“ begann Henry wieder; „sie liebt mit aller Innigkeit ihres jugendlichen

Herzens, und wird fast bis zur Leidenschaft wieder geliebt. Du kennst ihn, der ihr Herz gewonnen, es ist Felix, Charmentiers Sohn. Du kannst unmöglich ein Mädchen zur Gattin verlangen, dessen Seele von dem Bilde eines Andern erfüllt ist; Beide würdet Ihr den Tag verfluchen, der Euch vereinte mit unauflöselichen Banden, drückender, als Sklavenketten. . . Darum schied ich Euch, da es noch Zeit war.“

„Und wo ist Kamilla jetzt?“ fragte der Freineger.

„So Gott will, eilt sie jetzt auf ruhigem Meere dem Lande jenseits des Oceans zu,“ erwiderte Henry, „und schwerlich wird unser Auge sie wieder erblicken.“

„Bist Du dessen auch gewiß?“ fragte Kongo wieder, und in dem Tone seiner Stimme lag Etwas, was Henry betroffen machte.

„Wie meinst Du das?“ fragte dieser entgegen.

Der Freineger richtete einen Blick auf Henry, wie etwa der Tiger, wenn er im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen.

„Du hast Dich diesmal verrechnet trotz Deiner Klugheit,“ sagte er mit satanischer Bosheit. „Denke nicht, daß Kongo mit sich spielen ließe. . . Das Blut der Weißen, welches auch in Deinen Adern fließt, hat Dich zu Trug und Falschheit gegen Deinen schwarzen Bruder verleitet, doch Kongo hat gewacht, wenn gleich sein Auge schlafend schien. . . Den fein gesponnenen Plan, den Du zur Vereitelung meiner Rache erdacht, ich habe ihn durchschaut; Du wurdest am gesammten Negervolke zum Verräther, indem Dein Herz mehr an den Weißen, als an Deinen Brüdern hängt — Dich treffe auch die Strafe des Verräthers. . .“

Das Gewitter war unterdessen zum Ausbruch gekommen; als der Freineger die letzten Worte sprach, zuckte blendend ein Blitz aus den schwarzen Wolken, und sein Strahl traf einen Palmbaum, der zwei Schritte von Henry stand. Ein betäubender Donnerschlag, der zu gleicher Zeit die Luft erschütterte, beraubte den Mulatten fast des Gehörs, und die Flamme, die plötzlich aus dem vom Wetterstrahl getroffenen Baume prasselte, blendete seine Augen. Dieses unerwartete Ereigniß nahm seine Sinne auf einen Augenblick gefangen.

Durch den Donnerschlag und besonders durch die Helle, welche durch den Brand des Baumes entstand, kam das ganze Lager der Neger in Bewegung. Als sich Henry nach Kongo umsah, war dieser in der durch einander treibenden Menge verschwunden.

Bald war der Baum niedergebrannt. Das Gewitter wurde heftiger, und die Neger, wie gewöhnlich bei dieser Naturerscheinung von abergläubischer Furcht ergriffen, drängten sich in ihren Hütten zusammen.

Der in Strömen sich ergießende Regen nöthigte auch Henry, sich ein schützendes Obdach zu suchen. Er trat in die für ihn bestimmte Hütte.

Kongo's Worte mit den Ereignissen während des letzten Kampfes vergleichend, waren seine Gedanken bald in ein Labyrinth von Vermuthungen und Befürchtungen gerathen, und immer neue Zweifel beengten seine Seele.

(Fortsetzung folgt.)

### Navitäten Kästlein.

○ Das englische Witzblatt „Punch“ zeichnet die Auswanderer nach Californien als wilde Gänse fliegend, und bemerkt, daß ein fleißiger Arbeiter dort 100 Dollars täglich verdienen werde, um 99 für die nothwendigsten Bedürfnisse wieder auszugeben. Der hundertste Dollar dient alsdann dem Luxus oder — zur Heimreise. Gans (goose) ist dem Engländer ein noch ärgeres Schimpfwort, als Esel.

○ Der Redakteur einer amerikanischen Zeitung, der

sich selbst als einen alten Junggesellen bezeichnet, macht den Vorschlag, die Heirathsanzeigen unter der Rubrik „Melancholy accidents“ (traurige Ereignisse) zu veröffentlichen.

○ Ein Berliner Wortspiel sagt: „Wann werden Preußen und Russen Eins seyn? Antwort: Wenn die Preußen den Kopf verlieren.“ (Preußen — Reußen.)

○ Protest der Hausknechte. Die Heidelberger „Republik“ enthält folgende Aktenstücke: Protest sämtlicher Hausknechte. Herr Redakteur! Sie haben in einer der letzten Nummern Ihres sehr geschätzten Blattes den Abgeordneten Bissing einen Mann mit einem Hausknechtsverstand genannt. Es hat uns dies sehr geschmerzt und gekränkt, und wir fühlen uns gedrungen, im Namen des gesammten Hausknechtsstandes zu erklären, daß wir eine Gemeinschaftlichkeit und Vergleichung mit Herrn Doktor Bissing durchaus zurückweisen müssen. Die Hausknechte bilden eine sehr achtbare Klasse von Staatsbürgern, die namentlich ihr Schamgefühl noch nicht abgelegt haben. Ein Hausknecht, wenn man ihm den Dienst aufkündigt, wäre nicht so unverschämt zu bleiben, denn um 5 fl. täglich möchte er nicht Gegenstand der öffentlichen Verachtung werden, noch viel weniger würde ein Hausknecht sich herausnehmen, dem Herrn, der ihn angestellt hat, Gesetze zu machen oder mitzuhelfen, daß Familienglieder seines Hauses von vornehmen Hallunken ins Unglück gestürzt, unterdrückt, eingesperrt und gequält würden. Ja, ein Hausknecht ist nicht so dumm wie er aussteht, und unterscheidet sich dadurch vor manchem Deputirten. So beschlossen in der Versammlung sämtlicher Hausknechte der Stadt Heidelberg. (Folgen die Unterschriften.) Obiger Verwahrung schließen wir uns um so bereitwilliger an, da unsere Personen ebenfalls leicht zu Vergleichungen mit Hrn. Dr. Bissing benutzt werden könnten. Die beiden Hinstenknaben. Auch ich verwahre mich zum Voraus gegen jede Veraleichung mit Hrn. Dr. Bissing. Diel, großh. heftlicher Hofeath. Auch ich verwahre mich, zugleich Namens meiner Frau. Zanger.

○ Als die Gräfin Landeskeld (Cola Montez) hörte, daß der Adel abgeschafft werden soll, rief sie mit Würde aus: „Unsere Geschichte kann man uns doch nicht nehmen!“

### Eine Frau, die ihrem Mann zum ersten Male folgt.



Run ja, ich folge ja gerne, wenn man mir mit Verunft und Güte kommt!

Auflösung der Charade in Nr. 21:  
Goldselig.